

M. Norberta Hoffmann

Eine Stimme der Menschlichkeit

Zu den Gedichten Carl Zuckmayers

Carl Zuckmayer, im Freundeskreis „Zuck“ genannt, war neben Brecht einer der erfolgreichsten Dramatiker in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und in der Nachkriegszeit. Nach unbeachteten Anfängen wandte sich die Aufmerksamkeit der Kritik dem skandalumwitterten „Fröhlichen Weinberg“ zu (1925), der in Berlin zweieinhalb Jahre lang aufgeführt wurde, während er in der Provinz 63 Theaterskandale verursachte. Breitenwirkung erreichten auch die in der zehnbändigen Ausgabe des Fischer-Verlags als „Meisterwerke“ bezeichneten Dramen: Schinderhannes, Katharina Knie, Der Hauptmann von Köpenick, Des Teufels General und Der Gesang im Feuerofen. Das erzählerische Werk ist im Band der „Meistererzählungen“ zusammengefaßt. Weniger Aufmerksamkeit fanden die Gedichte, die von Anfang an das Gesamtwerk begleiteten, vielfach in die Bühnenstücke eingefügt¹.

Zum Erscheinen des Sonderbands „Gedichte“ schrieb Karl Krolow, daß Zuckmayer, wenn er Gedichte schrieb, das war, was Goethe eine „Frohnatur“ nennt. Von seinen Versen gehe etwas „unbändig Natürliches und Wohlgemutes“ aus; es seien „freundliche Gedichte, auch wenn Schatten von Düsternis, von Absterben und Abschied über ihnen liegt“ (FAZ 19. 1. 1978).

In der gegenwärtigen Literaturszene scheint eine solche Dichtung unangepaßt. Trotz seiner Sozialkritik ist Zuckmayer kein Liedermacher im heutigen Sinn. Verfolgung und Flucht machten ihn nicht zum Protestler und politischen Dichter. Wohl nahm er – zu seiner Zeit – auch an Experimenten der Sprache teil, aber Destruktion der Sprache ist ihm nicht vorzuwerfen: maschinell ausgeworfene Wörter und „Silbenschutt“ (Hugo Friedrich) finden sich bei ihm nicht. Günther Rühle bezeichnet ihn mit Recht als einen Antipoden der neuen Dichtung (FAZ 24. 12. 71).

Was rechtfertigt eine solche Gedicht-Sammlung? In Zuckmayers Werk finden sich die Stationen, die die Geschichte unserer Zeit geprägt haben. Die Gedichte reflektieren Erinnerungen des Dichters, die unter dem Titel „Als wär’s ein Stück von mir“ seit 1966 einen ungeheuren Erfolg aufwiesen², – ein Beispiel für Mitteilungsprosa, die auf das epochale Bewußtsein unmittelbar einwirkt.

Vielleicht half mit zu dieser Rezeption die sogenannte neue Subjektivität, das Interesse für das Individuelle, wenn es durchsichtig wird auf das, was alle angeht.

Was die Form betrifft, läßt sich heute eine Abwendung von der hermetischen Lyrik feststellen, die Schreiber und Publikum so lange getrennt hat, und eine Hinwendung beobachten zu narrativen Formen, wie sie sich vorwiegend in Zuckmayers Gedichten finden. Das Entscheidende aber ist, daß eine Sensibilität für das in schlichten Versen aufscheinende Humanum erwartet werden darf.

Der 1896 im Winzerort Nackenheim am Rhein Geborene und in Mainz Aufgewachsene blieb sein Leben lang von der fröhlichen, rheinhessischen Heimat geprägt. Nähe zur Natur war auch immer zugleich Nähe zum vielgepriesenen Wein als kostbarer Gottesgabe.

Bezeichnend für den Dichter ist – nach seiner Abwendung von der Rechtswissenschaft – die Wahl der Studienfächer: Geisteswissenschaften und Biologie. Dem Studium ging eine harte Lebensschule voraus. Nach dem „Notabitur“ meldete er sich 1914 mit der Mehrzahl seiner Mitschüler als Kriegsfreiwilliger, zunächst mitgerissen vom blinden Siegestaumel der sogenannten Langemarck-Generation, dann aber von der schrecklichen Realität sinnlosen Sterbens abgestoßen und erschüttert. „Es war Ernst geworden, blutiger, heiliger Ernst, und zugleich ein gewaltiges, berauschendes Abenteuer“ (A 198). „Wir zogen in diesen Krieg wie junge Liebende, und wie diese hatten wir keine Ahnung von dem, was uns bevorstand . . . so stürzten wir uns hinein: heißhungrig, maßlos, exaltiert . . . von uns selbst und unserer eingebildeten Unwiderstehlichkeit berauscht“ (A 241). Das Erwachen war über ihn gekommen.

Mit wachen Sinnen erlebte er die aufbrechende Wende im Geistesleben, von Benn das „expressionistische Jahrzehnt“ (1910–1920) genannt. Ein neuer Rausch, der Glaube an einen kommenden Völkerfrühling, eine veränderte, bessere Welt, verband den Dichter mit Gleichgesinnten, aus dem verlorenen Krieg Zurückgekehrten.

Bald wurde das Universitätsstudium aufgegeben, aber eine Gier nach Wissen, Bildung, Erkenntnis, Lernen, Begreifen, Verstehen, die schon während des Krieges Zuckmayer den Beinamen des „lesenden Leutnants“ eingetragen hatte, brach mächtig auf. In den Etappenstädten Belgiens und Frankreichs hatte er sich mit der bildenden Kunst in Anschauung und Studium vertraut gemacht. So zog es ihn zu dem Kreis der Darmstädter Künstlerkolonie, Malern, Bildhauern, Kunstgewerblern, Literaten. Darmstädter Ausstellungen wie die von Max Beckmann, Paul Klee, Frans Masereel waren zukunftsweisend.

Nach der Abwendung von der Frankfurter Universität ging Zuckmayer nach Heidelberg. Gemeinsame Kriegserfahrungen und neue Zukunftshoffnungen verbanden die „militanten Kriegsgegner, die vom Krieg geprägt und gezeichnet, aber nicht zerstört“ waren, in politischer Radikalität sowohl als im Hunger nach Geist und Schönheit in einem „magischen Zirkel“. Kunst, Musik, Literatur und immer bestimmender dem Theater galten Zuckmayers Zuwendungen. Fast zwangsläufig führte ihn sein Weg nach Berlin.

Unter den schäbigsten Lebensbedingungen, aber mit unglaublichem Wagemut kämpfte sich Zuckmayer durch die Berliner Szene, aus der äußersten Not bis zum überraschendsten Triumph. Wie in einem Brennpunkt fand sich in Berlin alles, was Namen und Rang in der literarischen Welt besaß oder erstrebte. Mit sicherem Gespür für menschliche und künstlerische Substanz knüpfte Zuckmayer Freundschaftsbeziehungen, die ihre Echtheit in der kommenden Notzeit bewährten und ein Leben lang dauerten.

Der überraschende Bühnenerfolg des „Fröhlichen Weinbergs“ verschaffte ihm die Möglichkeit, Hitler-Deutschland zu verlassen und sich im Salzburger Land niederzulassen. Aber auch das geliebte „Paradies“ am Wallersee durfte ihm und seiner Familie nicht Heimat bleiben. Unter Schrecken und Abenteuern verließ er Europa und fand sich schließlich nach manchen Enttäuschungen in Amerika als Farmer in Vermont, wo er das Ende des Krieges erwartete³.

Immer blieben die Kontakte mit den Menschen und Vorgängen in der Heimat trotz aller Schwierigkeiten so erhalten, daß er aus dem Wissen um die Mentalität der jungen, enttäuschten Kriegsgeneration jene Gestalten zu schaffen vermochte, in denen die Krise dieser Generation ins Wort und auf die Bühne kam. „Du warst nie fort aus Deutschland“, sagte ein Freund dem Dichter angesichts solchen Einfühlungsvermögens.

Sobald sich die Möglichkeit ergab, versuchte er in den engen Grenzen der ersten Nachkriegszeit bis zur äußersten Erschöpfung der Heimat und der ratlosen Jugend zu helfen. Dazu notiert er: „In dieser Zeit erfuhr ich zweierlei Glück. Das eine: Helfen zu können, Not zu lindern. Das andere – vielleicht das größte und gnadenvollste, das mir in meinem ganzen Leben beschieden war: Nicht hassen zu müssen.“

Ein endgültiges Zuhause fand er durch Vermittlung der Freunde in der Schweiz, wo er in den Walliser Bergen seine Lebensarbeit vollendete. Zu den alten Freunden wie Kurt Hirschfeld und Heinz Hilpert, mit denen er in Zürich beim ersten Wiedersehen eine „Olympiade der Freundschaft“ (A 557) feierte, kamen neue Freunde wie Max Frisch und die ihn besonders anrührende Freundschaft des Lebensabends mit Karl Barth⁴.

Alfred Kerr, wohl der schärfste Kritiker seiner Zeit, nannte Zuckmayer einmal „einen heillosen Lyriker“ (A 323), dem er keinen Erfolg seiner dramatischen Bemühungen versprach. Die unerwarteten Bühnenerfolge gaben zwar dieser Kritik teilweise unrecht, bestätigten aber auch den Lyriker.

Die Auszeichnungen, die Zuckmayer erreichten, galten in erster Linie dem Dramatiker, aber ebenso dem hilfreichen, wegweisenden Menschen: Ehrendoktorwürden der Bonner und amerikanischen Universitäten, Georg-Büchner-Preis (1929), Goethe-Preis der Stadt Frankfurt (1952), das Große Österreichische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (1960), Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf (1972), Orden Pour le Mérite (Friedensklasse) für Wissenschaft und

Künste (1971). Im Januar 1977 fand dieses reiche und buntbewegte Leben seine Vollendung.

„Die Landschaft singt“

Die frühen Dichtungen Zuckmayers besingen eine fast schwärmerische Einheit mit der Natur. Dabei geht es sowohl um die Verbindung der umgebenden Natur mit dem Menschen als um die kosmische Einheit des Menschen mit dem All. „Ich bin der Mann, aus Erde gemacht, doch größer als die Erde. / Rechts und links meine Hände berühren den sphärischen Pol“ (68). Diese Verse deuten gleichsam im Wort eine der Darstellungen aus dem Liber Scivias der heiligen Hildegard, wo der Mensch mit seinen ausgebreiteten Armen den kreisenden Strom des Kosmos berührt. Immer wieder wird die letzte Einheit von Schöpfung und Schöpfer besungen. Eine starke Sinnlichkeit kennzeichnet die frühe Naturdichtung. Für das, was Krolow das „unbändig Natürliche“ nennt, war die Sprache des Naturalismus die adäquate Ausdrucksform. Die um die Jahrhundertwende sich rasch wandelnden und ablösenden Stilformen des Impressionismus und Expressionismus finden ihren Niederschlag. Es fehlen auch nicht die „O-Mensch-Ekstase“ und nicht der Rilke-Ton.

Eine große Wertschätzung des Wortes ist dem Dichter eigen: „Das ist, was west und nicht verwest / das Wort / das der Dinge Sinn und Raum bemißt“ (138). Auch die dem Dichterwort auferlegte Beschränkung wird gesehen und in der „Sprachverbannung“ (181) schmerzlich empfunden. Hans Mayer bemerkt, daß man auch in den „Freundlichen Gedichten“ aus der Verbannung das Ringen um die Sprache spüre (FAZ 20. 5. 1978).

Der harte Kampf und das Ringen der Kreatur um ihr Überleben wird in Beziehung zum Menschenleben gesehen „in der Wildnis dieser Welt“ (30). Der Sorge des Menschen ist die pflegliche Behandlung der Tiere anvertraut; das Verhältnis von Pferd und Reiter ist religiös durchstimmt. Die Rinder, vom Schöpfer zu Trägern der Versöhnung ausersehen, sind als Zeugen der Geburt des Gotteskindes ausgezeichnet (25). Die Vögel aber sind die Lobpreisenden der Schöpfung (49). Die Spinne – in der Mythendichtung als Astraltier behandelt – ist dem Dichter sowohl ganz konkret „Kamerad der Schlangen, Vertraute der Kellerasseln, der Salamander“ und doch zugleich Sinnbild eines lichten, körperlosen, strömend liebetrunkenen Geschöpfes „ganz nahe der Gottheit“ (76).

Wie in der Welt der Tiere, ist Zuckmayer in der Pflanzenwelt beheimatet. Nicht nur die Wälder, selbst das einzelne Blatt schenkt ihm die Durchsichtigkeit des Zeichens (61). Die Geheimnisse von Leben und Tod, Werden und Vergehen, Zeit und Ewigkeit teilen sich dem Dichter aus verlassenen Gärten mit. Immer ist ihm Transzendenz gegenwärtig. „Knicken die Lilienstengel / In den Wolken flüstern

die Engel“ (71). Der Herbst, der die Trauben garkocht, das sinkende Jahr fruchtschwer macht und in den Schollen der Erde die Saat für den kommenden Sommer aufnimmt, ist Künder verheißungsvoller wie verhängnisvoller Zeit (99).

Naturerfahrung in solcher Intensität schenkt Lebensbejahung als Freude, Dankbarkeit, Ehrfurcht (103). Das Bewußtsein der ungeheuren Dynamik in der Schöpfung verleiht die Gabe des Jungbleibens. Die ständige Wiederkehr der Dinge läßt nie das Herz abkühlen (136); es erfährt die beruhigende und helfende Kraft der Natur. Aufbruch und Reife sind Sinnbilder der Reife für die Ewigkeit (107). Duft und Farben werden sinnenfroh genossen, aber ihr Dahingehen ist das Opfer der Fülle, das uns um so reicher macht, als wir ärmer werden (110). Im Schoß der Zeit, sowohl im ersten Vogelflug als im still reifenden Apfelkern, spürt das Herz das der Ewigkeit Entgegenreifen. Die Aussagen der Naturerfahrungen des Dichters sind vielfach nuanciert: neben religiösen Ahnungen sind ins Mythische deutende, die an Günter Eich erinnern, oder mit vitaler Kraft gefüllte, die Brittings Dichtung nahestehen.

Zuckmayers Naturseligkeit beunruhigte Karl Barth. Barth bejaht das Verhältnis des Dichters zur Natur, weil es zur Humanität gehört, findet es aber bedenklich, Gott in der Baumrinde anzubeten, wenn er auch als Schöpfer gegenwärtig ist. Der Freund gibt zu, in der Jugend zu einem pantheistischen Animismus geneigt zu haben, was er aber als poetische Schwärmerei und gesteigertes Lebensgefühl betrachtet. Der strenge Dogmatiker will Zuckmayers Dichtung als priesterlichen Dienst verstehen, für den Gott der in „Jesus Christus allein wahrhafte, handelnde und redende Gott ist“ (F 23). Der Dichter berichtet, daß er im Zug der Lebensschicksale und im ernsthaften Denken zur Verehrung Gottes in seiner reinen Gestalt zurückgefunden habe. Dieses Bekenntnis dürfte maßgeblich sein für die Gesamtbeurteilung der Naturdichtung Zuckmayers.

Horen der Freundschaft

Dem Buch der Lebenserinnerungen gab Zuckmayer den Untertitel „Horen der Freundschaft“. Zahllose Menschen bestätigen, in ihrem Leben kaum einem Menschen begegnet zu sein, der in so hohem Grad wie der Dichter zur Freundschaft befähigt war. Das mag, wie aus Kindheits- und Jugenderinnerungen ersichtlich, ein kostbares Erbe sein. Auch die Aufgeschlossenheit des fröhlichen rheinischen Menschentyps hat wohl daran ihren Anteil. Die intensive Ausstrahlung von Freundlichkeit, die mühelos zu Freundschaften führte, bedurfte aber auch bewußter Pflege aus der Grundhaltung des Humanen. Begegnung mit Freunden ist für den Dichter nicht nur Bereicherung der eigenen Existenz (A 13), ja notwendig zur Existenzerhaltung (A 96 ff.); sie bedarf der Antwort, und die heißt: Treue. Sowohl die in der Festschrift zum 80. Geburtstag Zuckmayers versammelten Freundesstimmen als die Schrift zum Abschied⁵ sind Huldigungen der

Freundschaft, die versuchen, für das Empfangene zu danken. Daß auch die Gedichte die Wärme der Freundlichkeit ausstrahlen, ist selbstverständliche Äußerung eines so humanen Schreibers.

Da sind die „dem sinnlichen Wurzelgeflecht, aus dem Dichtung aufsteigt“ (Demandt), am nächsten stehenden freundlichen Verse über das Essen und Trinken, das gute Rauchen und den guten Schlaf (20). Die „Weinblume“ stellt Verbindung her mit gesegneten Landschaften, vergangenen Geschlechtern und Zeiten. Die höchste Würde des Weins wird dem offenbar, „der begreift gut / wie froh und gern das holde Gotteslamm / in Wein verwandelt seiner Liebe Blut“ (22). Trinken soll dem Menschen nicht ein Mittel des Vergessens sein, sondern der Besinnung, der Hilfe zur Kommunikation im kreativen Vorgang. Wie Essen und Trinken, soll auch das Rauchen nicht im Zwang geschehen, sondern in Besinnung darauf, „was raucht, verbrennt, damit es ewig werde“. Es fördert das Denken und die Besinnung auf die reinsten Rauchopfer, die als Dank und Bitte zum Firmament aufsteigen, und auf das Menschenleben selbst, das einem Hauch gleicht (131).

Einen hohen Stellenwert im menschlichen Leben weist Zuckmayer dem Schlaf zu. Wie das sich verströmende und verdunstende Element des Wassers sich erneuert und doch das gleiche bleibt, kreuzt sich für den Schlafenden Gewesenes und Künftiges. In Bildern der Verwandlung des Saatkorns, der Wurzel, der Puppe zur Raupe sieht der Dichter Gleichnisse des Schlafgeschehens. Erwachen ist wie ein Riß, Sprengen einer Hülle, die Schmerz bedeutet und den Erwachenden in die Aufgabe entläßt, sich dem Widerstreit des Lebens zu stellen und das Empfangene umzuformen, „zum Gesetz, das dem Geiste dient“. In schöpferischer Teilnahme am Leben erschöpft sich der Mensch. Der Schlaf hilft ihm wieder zum rechten Rhythmus: Erleiden – Handeln, Empfangen – Gestalten. Dabei geschieht Reife und Altern unvermerkt „wie alles Leichte und Gnadenreiche“ (139).

Dem Durchschnittszeitgenossen werden Zuckmayers Aussagen über das Alter schwer einsichtig sein. Wer sieht schon „das dem Meer seiner Lebenszeit entthobene reine Gold“? Wer erfährt, daß „was uns in der Jugend übermannte / Unvermindert schürt's das alte Herz“? Wer hört die Melodien der Lebensfrühe noch am Lebensabend? (210) Auf das Lebensgeheimnis, solches Altern zu erreichen, deuten die Metaphern: „Horch! die Stimme spricht. Der Dornbusch brennt.“ Die Verführung der Jugend, ihr Hineingestoßenwerden in Haß und Krieg, beraubt sie der tragenden Lebenskräfte. Die Sinnlosigkeit mißbrauchten Lebens behandelt der Dichter mit von Ironie überdecktem Schmerz (119).

Von Kindheit an zeigte Zuckmayer eine Sensibilität für das Leben und Leiden anderer, besonders der „kleinen Leute“, etwa der trostlosen Welt der Berliner Hinterhöfe. Auch die seelische Not ringender Menschen, Angst, Verzweiflung, Lebenskel kommt ins dichterische Wort (78). Sein Gedenken bleibt bei den vom Krieg für immer Gezeichneten, den verlassenen Frauen: „Uns aber, uns brach das Herz entzwei / und wir müssen unser Lebtage die Scherben tragen“ (146).

Gleich einer „geheimen Bruderschaft“ (135) erfährt Zuckmayer die Dichterfreunde. Jedem in Not ist seine Zuwendung sicher als Helfer und Gastgeber. Ihren Gedenktagen, besonders dem Lebensabschied, ist sein Dichterwort gewidmet. Er selbst erfährt zur Zeit der „Austreibung“ (A 37 ff.) Freundschaft als besondere Gnade, die stärker ist als Haß und Tod. Die Bilder der Freundschaft zeigen sowohl ihre Stärke wie auch die Dankbarkeit gegenüber denen, die im Schmelzofen der Prüfung bestanden wie gutes Erz, sich bewährten als verlässliche Lotsenschaft, Rettungsring, letzter Anker, Fanal, Feuerschiff, Signal im Nebel. Die Schau des Dichters von Natur, Welt und Menschen ist trotz der mit empfindsamen Sinnen durchlittenen Grausamkeiten des Krieges und der Sinnlosigkeit des Lebens vom Urvertrauen getragen (56).

Religiöse Erfahrung

Heute vielfach ausgesparte Benennungen wie „Gnade“, „knien“, „beten“, auch der direkte Anruf Gottes in Zuckmayers Dichtung weisen auf seine Grundhaltung der Ehrfurcht. Natur ist nicht Zufallsprodukt, sondern sinnvolle Schöpfung. Deshalb ruft intensives Naturleben das Gebet. „Gottesblind“ scheinende Kräfte des Kosmos werden dem betenden Menschen Brücke zu Gott (84). Natur und Übernatur, Sterben und Auferstehen werden als Einheit erfahren (64). Den durch die Sünde gerufenen zerstörenden Mächten „Feuersnot und Wasserschwall“ gebietet das Erbarmen des Vaters – „die Taube flog vom Ararat“ – und der Sieg Christi im Tod: „wer glaubet und liebet und harret in Geduld / der bleibt wie ewiges Laub“ (39).

Die Grundstruktur des Christseins ist dem Lebensstil Zuckmayers tief eingeprägt. Wie er in den Erinnerungen berichtet, nahm er im Umkreis des Mainzer Doms Glaube und Liebe geradezu atmosphärisch auf. Entscheidende religiöse Kindheits- und Jugenderfahrungen erweisen sich als ein ausgespanntes Netz – vielleicht für manche Lebensstrecke unsichtbar –, in dem aber der Gefährdete oder Haltlose vor dem Absturz bewahrt werden kann. Das Wiedersehen mit dem „Dom der Dome“ nach der Emigration schenkt ihm „Einkehr, Schönheit und Erbarmen“. In der Gertrud von Le Fort gewidmeten Dichtung steht neben dem glorreichen Überdauern die apokalyptische Vorstellung vom Ende, von dem das Geschehene vorläufiges Zeichen war (108).

Transzendenz ist für Zuckmayer Alltagserfahrung, in die sowohl eine mythisierte Mondbetrachtung übergeht (208) wie auch der Sonnenglanz, der die Monstranz einer eucharistischen Feier evoziert. Engel und Teufel sind für ihn Mitbewohner der Erde, vergegenwärtigt in Wolkenbildung oder dem in Nachtgeräuschen vermittelten Schrei verstoßener Engel, die im Dunkel taumeln (124). Die aus der Jugendzeit gewohnte Feier des Kirchenjahrs ließ ihn leicht einschwingen in

den religiösen Jahresrhythmus des Salzburger Landes (24). Freude und Licht geben dabei den Grundton an, das Ewig-sich-Verschwendende, das brennt und nicht verbrennt, Metaphern sowohl für Gott als für die dem Menschen geschenkte Erkenntnis (122). Zu den Lichterfahrungen gibt es durchaus Dunkelkontraste in Zuckmayers Dichtung, so daß sogar das Makabre nachgewiesen werden konnte⁶; doch entscheidend bleibt die Aussage: „(es) atmet keiner ohne seinen Gott“ (125).

Zur Sinnerfüllung des Lebens gehört für Zuckmayer der Tod, der in der Gegenwartsdichtung meist als Sinnlosigkeit erscheint. Auch seine Vorboten: Einsamkeit, Leid, Schmerz haben hohen Wert als Hilfen zur Existenzerhellung, ebenso wie Kampf und Widerstand Existenzbedingungen sind, die im pädagogischen Bereich oft unterschätzt werden. Die kreatürliche Todesangst hat Zuckmayer im Krieg erfahren, aber sein Weg führte nicht in Resignation oder Nihilismus. Im Tod vernimmt er den Ruf aus der anderen Welt; er sah auch „einen sterben, welcher schlief und lächelte . . . entspannten Mundes, stillen Herzens, leise / in Ruhe glitt und Ferne, die ihn rief“. Kritiker werden befinden, daß solche Verse ein epochaler Beitrag seien zu den damaligen Dichtungen der Todessehnsucht. Dem widerspricht, daß für Zuckmayer inmitten des „Kreuzzugs der Kriegsgeneration“ ein intensives Verlangen nach Lebenssteigerung entsteht. Die Wunder der Farben, des Lichtes, des Meeres werden nicht nur mit geschärften Sinnen wahrgenommen, sie geben auch eine Ahnung von der Formklarheit und Einfachheit des Alls. Bis ins hohe Alter beschäftigt sich der Dichter mit dem Gedanken der Unsterblichkeit: „wärest du nicht geweiht / zur Unsterblichkeit / bräch die Schöpfung in sich selbst zusammen“ (190).

Den schlaflosen Alten, die Bangigkeit überkommt im Gedanken an die Ungewissenheit der Zukunft und die letzte Einsamkeit des Sterbens, rät er: „Wenn sie weise sind, dann beten sie. Und schlummern weiter“ (189). Dem eigenen Tod sinnt er auf den Wanderungen im Wallis mit ironischer Distanz nach (177). Das Abschiedsge-dicht an die Gattin deutet auf Weiterleben und Wiedersehen in der Ewigkeit. Die im Stern symbolisierte jenseitige Führung geht den um des Lebens Kern kreisenden Jahrzehnten voraus, „und bleibt er endlich stehen / sind wir zu Haus“.

So sicher sich Zuckmayer selbst im Christentum – und zwar in der Ausprägung der katholischen Kirche – wie in einem Mutterschoß geborgen wußte, auch in Zeiten äußerer Ferne, so diskret verhielt er sich in religiösen Fragen gegenüber den vielen, auf die seine menschliche Offenheit und Weite des Geistes anziehend wirkte, die aber den verschiedensten Welt- und Lebensauffassungen zuzuordnen wären. Im Bewußtsein, daß letzte Geheimnisse wohl erfahrbar, aber nicht mitteilbar sind, empfiehlt er besonders religiöse Diskretion gegenüber der Jugend: „Rede nie, wenn dich die Kinder fragen / von den Dingen, die du heimlich weißt / wähne nie, du könntest ihnen sagen / wie der Name deines Gottes heißt . . . / du könntest Glück verheißen . . . vergiß nicht jene Liebe sie zu lehren / die Vermächtnis und Erinnerung heißt“ (126).

Im Gespräch mit Freunden jedoch bezeugt er in Offenheit und Freude seine religiösen Erfahrungen. Reinhold Schneider gibt in einem Gespräch in Wien seiner Verwunderung Ausdruck über Zuckmayers Liebe zur Kirche. Karl Barth bewundert seine natürliche Art von Welt- und Schöpferliebe, zumeist aber seine nirgends versagende Barmherzigkeit, in der die menschliche Dunkelheit, Verkehrtheit und Misere zu sehen ihm auf der ganzen Linie gegeben ist. Mephistopheles ist abwesend (F 17). Zuckmayer bestätigt den Eindruck des Freundes und begründet seine Haltung: „Ich halte den Ausdruck der Güte für eine stärkere Waffe im Kampf gegen das Böse.“

Noch ein anderer Zug katholischer Frömmigkeit ist für Zuckmayer bezeichnend: seine Hochschätzung Mariens. Auf einen Brief Karl Barths „in Sachen Mariologie“ antwortet er: „Für mich war es – von historischen und theologischen Aspekten unbeeinflusst – immer ein, ich möchte sagen festlicher, freudiger Gedanke, daß die ancilla Domini zur regina coeli erhoben wurde“ (F 14). Daneben steht das Bekenntnis, daß es während zweier Weltkriege nicht immer leicht war, den Glauben zu bewahren, aber, so sagt der Dichter, „ich gehöre zu denen, für die Gott nicht tot ist, und das Christentum, wenn richtig erfaßt und gelebt, immer noch die Heilslehre“ (F 14).

Ist Zuckmayer ein naiver Dichter?

Die Frage des Heilen und des Heils ist es gewöhnlich, die Freunde und Gegner Zuckmayers scheidet. Es gehört heute zu den vernichtendsten Vorwürfen, eine „heile Welt“ darstellen zu wollen, die es nicht gibt. Der es versucht, wird als regressiv, konservativ, mindestens als naiv bezeichnet, was keine literarische Wertung bedeutet, die auch nur entfernt an die klassische Unterscheidung von „naiver und sentimentalischer Dichtung“ rührt. Es geht vielmehr um eine aus dem Zeitgeist übernommene instinktive Abneigung gegen alles Heile.

Zuckmayer, den der gleiche Vorwurf traf, besteht auf seiner Aufgabe, Kündiger der Erlösung zu sein. Er ist tief betroffen von den „Gefangenschaften der Zeitgeister und der Moden, die sich heute in der Literatur, der deutschen besonders, auf recht ekelhafte Art bemerkbar (machen). Da gibt es keine Spur von heiterer Zuversicht, von der man doch hoffen durfte, daß sie, nachdem der Schrecken der Hitlerei überwunden war, die Menschen erhellen werde. Aber die gibt es natürlich nicht ohne Religion, die von den meisten dieser Leute gar nicht erst in Erwägung gezogen wird“ (F 43).

Er besteht auch darauf, bezeugen zu dürfen, daß er eine glückliche Kindheit verlebt und einsichtsvolle Lehrer gehabt habe. Man vergegenwärtige sich die Szene zum Jahrhundertanfang in einem humanistischen Gymnasium. Am Beginn einer Religionsstunde steht in trotzigem Lettern an der Tafel: Gott ist tot. Denkbar wäre,

daß von manchem Gymnasium der damaligen Zeit der Schreiber verwiesen worden wäre. Was geschieht dem Nietzsche-Jünger Zuckmayer? Der Religionslehrer gibt ihm die *Confessiones* des heiligen Augustinus zu lesen, nicht gerade eine Erbauungslektüre, aber wahrscheinlich wirksames Gegengift.

Der Dichter ist sich bewußt, daß er mit seinem Bekenntnis gegen alle literarische Konvention verstößt, sich dem Verdacht der Schönfärberei, der Banalität, dem vernichtenden Vorwurf des Klischees aussetzt (A 137). Die Freunde sehen es so: „Er hat die geheimnisvolle Fähigkeit, einfach und dennoch für alle gültig zu sein“ (Usinger). Wer wie Zuckmayer Höhen und Tiefen des Menschseins durchschritten und seine Lebensintensität mitsamt seiner Naivität bis ins Alter bewahrte, dem dürfte – um mit Kierkegaard und Wust zu sprechen – die zweite Naivität zugesprochen werden, die in Relation zur Ehrfurcht steht und dem „*Oculus simplex*“ der Mystiker nahe ist. Schließlich gibt es ja auch nach Goethe „ein heiles Durchschreiten von Untergängen“.

Daß seine Dichtung vielfach in der Zuwendung zu den Freunden, also als Gelegenheitsdichtung, geschrieben wurde, bewahrt den Schreiber vor der Monoperspektive und dem heute immer mehr zunehmenden Narzißmus. Ihr Gehalt an Erlebniswirklichkeit rührt besonders alle die an, die sie geteilt haben. Doch warum sollten nicht auch suchende junge Menschen erfahren dürfen, daß es neben der Düsternis beschädigten Lebens auch glückliche Kindheit gibt, harmonisches Familienleben, helfende, treue Freunde, Frauen, die nicht nur Verderberinnen des Mannes sind, sondern die lichtereren Geschöpfe, die den dunklen Strom und nächtigen Weg der Steuerlosen begleiten (199)? Die unheile Welt wird nicht geleugnet, aber Glaube und Liebe, Güte und Treue wissen davon, daß alles Unheil vom größeren Heil umschlossen ist und nach allen Katastrophen Welt und Menschen im Endheil von Gott, dem Schöpfer und Vollender, angenommen sein werden. Davon zu künden, nennt Karl Barth des Freundes priesterlichen Dienst.

So wird Carl Zuckmayers bescheidene Dichtung – mag sie auch nicht den „Liebes- und Herzenserfolg“ der Erinnerungen haben (Usinger) – doch zu einer Stimme der Menschlichkeit in unserer Zeit.

ANMERKUNGEN

¹ Die Zuckmayer Kassette. Werkausgabe 1920–1975, 10 Bde. (Frankfurt 1977); die laufenden Zitate sind dem Sonderband Gedichte entnommen. Eine kurze Würdigung der Gedichte findet sich in der Festschrift für Carl Zuckmayer (Mainz 1976, 12 ff.): F. Usinger, Huldigung für den Freund Zuckmayer zum 80. Geburtstag.

² Carl Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir*. Horen der Freundschaft (Frankfurt 1966) (zitiert: A).

³ Alice Herdan-Zuckmayer, *Die Farm in den grünen Bergen* (Hamburg 1949).

⁴ Späte Freundschaft. Carl Zuckmayer – Karl Barth in Briefen (Zürich 1977) (zitiert F).

⁵ Abschied von Carl Zuckmayer. Ehrung, Dank und Freundschaft. Eine Dokumentation (Mainz 1977).

⁶ G. Fleckenstein, *Das Makabre in Carl Zuckmayers Gedichten*, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft* (Mainz 1980).